

Leser schreiben zu Daniil Granins neuestem Roman „Dem Gewitter entgegen“

Ein kommunistischer Wissenschaftler

Wie er wurde und wie er werden soll

Von **Erhard Hexelschneider**

Ich träume von Romanen, die die Menschen zum Denken zwingen, zum Handeln, das heißt auch zum Handeln, die sie zwingen, Schöpfer des Lebens, nicht aber nur Konsument zu sein.“ (Literaturnaja gazeta Nr. 98 vom 19. 8. 1963). Diese Worte Daniil Granins könnten gleichsam als unsichtbares Epitaph über seinem neuesten Werk „Dem Gewitter entgegen“ (Verlag Kultur und Fortschritt Berlin 1963) stehen. Tatsächlich: Granin regt in unerhörter Weise zum Denken und zum Diskutieren, ja zum Handeln an, stärker als irgendein anderes sowjetisches Buch der letzten Zeit. Eben das scheint mir der größte Vorzug des neuen Werkes zu sein, mit dessen Zehrerung G. Lippold in der UZ vom 9. 1. 1964 begonnen hat.

Dabei ist das Interesse für diesen das Denken derart beanspruchenden und herausfordernden Roman (abgesehen von der Diskussion um bestimmte kompositorische und gestalterische Mängel, auf die hier nicht eingegangen werden kann) nicht nur abhängig von der komplizierten wissenschaftlichen Materie, in der wir uns nach dem Willen des Autors bewegen. Das Problem, um das es geht, die Lenkung, Beeinflussung, ja Vernichtung von Gewittern wird hier nur zum äußeren Rahmen für eine spannende Handlung und heftige Kollisionen menschlicher Charaktere. Auch der teils protokollarisch-nüchterne, teils aber auch aphoristisch-zugespitze Stil des Buches ist wohl nur eine der Ursachen, warum das Werk die Gemüter erregt, obwohl sicher jeder zugeben muß, daß in keinem sowjetischen Buch der letzten Jahre soviel Kluge und zugleich bissige Aphorismen zu finden sind. Allein sie verraten, wie gründlich Granin das von ihm beschriebene Milieu kennt. Hier als Kostproben nur einige seiner scharfsinnigen Definitionen und Beobachtungen: „Ein Spezialist ist bemüht, immer mehr über immer weniger zu wissen, bis er schließlich alles über nichts weiß. Ein Philosoph aber erkennt immer weniger über immer mehr, bis er schließlich von allem nichts mehr weiß.“ (S. 138) „Krylow machte die Entdeckung, daß es nicht darauf ankommt, was in den Labors getan wurde, sondern darauf, welchen Eindruck ein Institut in diesen Sitzungen hervorrief, ob es erwähnt wurde und an welcher Stelle.“ (S. 213) Oder: „Bildung ist das, was übrigbleibt, wenn alles Angelernte vergessen ist.“ (S. 34)

Aber der entscheidende Grund, warum Granins Buch so erregt, ist wohl doch der, daß der Schriftsteller in seinem Helden neue, wichtige Züge des kommunistischen Menschen der Zukunft entdeckt hat, die heute schon für die Bahnbrecher (erinnern wir uns an Granins gleichnamiges Erfolgsbuch bei uns!) zur Gegenwart gehören. Nicht zufällig entdeckt er diese Züge in Physikern, in Wissenschaftlern, deren Forschungsergebnisse in ihrer Anwendung das Schicksal der Menschheit so oder so, positiv oder negativ, zum Wohl oder Wehe der Menschen bestimmen können. Wissenschaftliche Forschung im Dienste oder zum Verderben der Menschheit – das sind zwei Wege, die jeder Wissenschaftler (und besonders Physiker) heute wählen muß. Für den sich seiner Verantwortung bewußten Gelehrten kann das nur der Weg der Vernunft und des Friedens sein.

Für Granins Helden ist die Entscheidung bereits 1917, mit dem Sieg der Oktoberrevolution gefallen. Die grundsätzliche Frage, wem nützen meine Ergebnisse, ist für sie zwar beantwortet; sie erhält aber in immer stärkerem Maße eine Ausweitung zu der Problemstellung, wie diese Erkenntnisse noch schneller erreicht und besser ausgenutzt werden können. Und diese Frage ist, wie Granin überzeugend zeigt, nicht weniger kompliziert. Sie erfordert große Anstrengungen und rückhaltlosen Mut bei der Überwindung der nicht geringen Schwierigkeiten.

Granin strebt danach, im Wissenschaftler von heute den kommunistischen Menschen von morgen zu entdecken. „Sie lebten mit mir gemeinsam und sie lebten in der Zukunft“, schrieb er über die jungen Physiker, an deren Versuchsflügen er teilnahm. Auch der estnische Schriftsteller J. S. Muul entdeckte solche Menschen unter den Wissenschaftlern des Forschungsschiffes „Wozjokow“, als er über einen von ihnen schrieb: „Sein Lebenslauf ist der eines denkenden und sehr aktiven Mannes, der sich selbst geändert hat und die Welt verändert, eines Mannes, der sich infolge der ständigen Veränderungen immerfort mit ungelösten Problemen herumschlägt.“ (Sowjetliteratur 1963, H. 12, S. 61) Oder über einen anderen Wissenschaftler: „Er kennt seinen Platz auf der Erde, seinen Platz unter den Menschen, er kokettiert nicht mit der Last der ihm aufgebürdeten Verantwortung und versucht nie, sich davon zu drücken. Er ist ebenso wie die anderen und formt doch die übrigen, ohne es selbst zu merken.“ (ebd., S. 45)

Eben aus dieser Sicht gewinnen die Bücher J. Smuuls („Das Eisbuch“ und „Japanisches Meer“), mehr aber noch das vorliegende Werk von Granin auch Bedeutung für unsere deutsche sozialistische Nationalliteratur. Beide Schriftsteller stellen den neuen Typ des Wissenschaftlers dar, der bereits voll von der sozialistischen Gesellschaft reformiert und ihr mit Herz und Verstand ergeben ist. Eben solche Wissen-

schaftler aus einem Guß fallen als große Gestalten in unserer Literatur, so weit ich sehe. Betrachtet man die letzten Werke von Noll, Neutsch, Wangerheim und Wolf, so überwiegt doch der Typ des Intellektuellen aus der alten bürgerlichen Intelligenz, dessen Auseinandersetzung mit der sozialistischen Wirklichkeit und seine Einbeziehung in unser Leben gezeigt wird, oder es handelt sich um junge Wissenschaftler, die sich in den Grundfragen unserer Zeit nicht zurechtfinden und Fehlentscheidungen treffen (vgl. Chr. Wolfs Erzählung „Der gestellte Himmel“). Am ehesten verkörpert Katrin Klee in Erik Neutschs „Spur der Steine“ den neuen Wissenschaftler-Typ in unserer Republik, allerdings wird sie noch nicht zielstrebig genug in der Arbeitssphäre gezeigt.

Granin aber rückt in den Mittelpunkt seines Werkes ein ganzes wissenschaftliches Kollektiv mit all seinen Problemen, seinen Freuden und Mißerfolgen. Er führt uns eine Reihe von Wissenschaftler-Persönlichkeiten vor, die jede für sich genommen, sicherlich schon genügend Stoff für längere Ausführungen geben würde. Man denke hier nur an Dankewitsch, Anikejew, Golyzin, Richard u. a.

In den Vordergrund der Erzählung rückt Granin aber neben Oleg Tulin, der Schritt für Schritt bis zum moralischen Bankrott seiner Geisteshaltung geführt wird, den jungen Physiker Sergej Krylow. Dieser formuliert, zu seinem Mitarbeiter gewandt, gleich zu Beginn des Werkes: „Begabung ist eine äußerst seltene Schönheit.“ (S. 22) Auf Krylow selbst trifft diese Charakteristik im höchsten Grade zu. Er ist talentiert und muß in ständiger, hartnäckiger und ungespannter Arbeit ohne jeden Zug zum Genialischen (obwohl er als Student und im Werk zeitweilig solche Perioden durchmacht) eben dieses Talent ständig beweisen. Aber das hebt ihn beispielsweise noch lange nicht über seinen Freund Tulin hinaus, der mindestens ebenso talentiert ist. Wichtiger für Krylow ist das sich ständig vertiefende Gefühl einer inneren Verantwortung für alles, was um ihn geschieht, ein ständiges Ringen um den Sinn und die Richtung seines Talents, der ständige Zweifel an der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges und seine unerhört schöpferische Leistungsfähigkeit. Dabei trägt dieses Suchen nur selten selbstquälerische Züge. Viel mehr äußert sich seine starke Zuversicht: „Der Mensch steckt sich selbst die Grenze, die Grenze ist im Menschen selbst, die Grenze heißt Mut.“ (S. 216) Die volle Ausbildung der schöpferischen Kräfte eines jeden Menschen – das bewegt Krylow eigentlich ständig: „Man muß jedem einzelnen helfen, sein Maximum festzustellen.“ (S. 263) Dieser Gedanke Krylows ist zugleich das schriftstellerische Kredo Granins, der bei einer anderen Gelegenheit ausführte: „Der Mensch wurde deshalb zum Menschen, weil er zu schaffen begann. Der Mensch wird um so mehr zum Menschen, je freier er seine schöpferische Berufung offenbart.“ (Literaturnaja gazeta Nr. 98 vom 15. 8. 1963).

Krylow ist keine statische Figur. Granin verfolgt Schritt für Schritt seinen Lebensweg: Studium – Werk – Zusammenarbeit mit Anikejew – mit Dankewitsch – mit Golyzin – mit Tulin bis hin zu seiner Ernennung zum Leiter einer neuen Forschungsgruppe, die das alte, von Tulin fallengelassene Pro-

jekt der Gewitterflüge fortsetzen soll. Dabei geht es Granin überhaupt nicht um diesen Weg Krylows zum Leiter einer Forschungsgruppe (wenn man will: um seinen dienstlichen Aufstieg). Krylow findet vielmehr im Ringen um die Bewältigung der wissenschaftlichen Probleme und in der Auseinandersetzung mit rückständigen und kommenden Auffassungen (die bis zum Ende des Buches nicht voll überwunden werden) vor allem zu sich selbst. Dabei formt sich nicht nur sein Charakter, sein Arbeitsethos, seine Moral, sondern auch sein staatsbürgerliches, politisches Denken. In den entscheidenden Auseinandersetzungen zwischen Dankewitsch und Denisow kommen Krylow noch Zweifel, ob nicht der Scharlatan Denisow am Ende noch siegen wird. Er hatte noch nicht begriffen, daß mit den unwäsenden Veränderungen seit dem XX. Parteitag der Weg zurück zu den alten Methoden des Personenkults auch in der Lenkung und Leitung der Forschung ein für allemal verhaßt ist. Seine etwas passiv-abwartende Haltung wandelt sich in dem Moment, wo er seine innere Krise überwunden hat. Bezeichnend für diesen bedeutenden Schritt seiner Entwicklung ist seine Haltung vor dem Untersuchungsausschuß nach dem Flugzeugabsturz und dem Tod von Richard. Mannhaft verteidigt er das Grundprinzip der Forschungen, obwohl alle äußeren Umstände und die bisherigen Mißerfolge gegen ihn sprechen. Aber er kann in dieser Situation nicht von einer einmal gefundenen und für richtig angesehenen Erkenntnis abweichen, wie Tulin: „Wie oft hatte ihm Tulin betrubeln versucht, zu laviieren, geschmeidig zu sein, um dem Erfolges willen auch mal einen krummen Weg zu beschreiten! Er hatte es einfach nicht gelernt. Er konnte nachgeben, aber nicht aufgeben.“ (S. 342) Ihren Kulminationspunkt aber erreicht diese Entwicklung in seinem letzten Zusammenstoß mit Tulin, der dann zum endgültigen Bruch führt. In dem großen Streit über Kompromisse in der wissenschaftlichen Arbeit behauptet sich Krylow gegen den Nihilismus Tulins: „Ich weiß nicht, was für einen Sinn es hat, gut zu sein. Und was für einen Sinn es hat, ein Mensch zu sein. Aber wenn du schon mal lebst, dann leb als Mensch und nicht als Wurm. Ich weiß nicht, ob man für sich selbst gut sein soll oder für andere. Ich weigere mich nicht zu kämpfen, aber ich werde ehrlich kämpfen.“ (S. 352).

Krylow geht seinen Weg weiter; er steht vor neuen Bewährungsproben, diesmal als Leiter der neuen Forschungsgruppe. Jetzt kann er nicht mehr nur für die Lösung seines Problems leben, jetzt muß er Menschen für seine Ideen gewinnen und sie leiten und lenken. Ein Gewitter ist vorbei. Aber schon ballen sich neue Wolken zusammen. Krylow geht ihnen entgegen. Er fürchtet sie nicht, braucht sie nicht zu fürchten und wir sind sicher, er wird diesen Weg kompromißlos weitergehen.

Krylow, aber auch Dankewitsch, Anikejew und Richard sind die literarische Verkörperung jener Wissenschaftler, die den Welttrang der heutigen sowjetischen Wissenschaft begründet haben. A. Fadejew sagte einmal vom Helden der Literatur, er sei der heutige Mensch, wie er wurde und wie er werden soll. Eben in dieser dialektischen Gestaltung eines neuen Menschentyps, der Ideal und Wirklichkeit zugleich verkörpert, liegt die Stärke des uns vorliegenden Romans.

Die Hamburger Studiobühne und der Eiertanz

Die Hamburger Studenten, Mitglieder der Studiobühne, die im Dezember während der II. Universitätsfestspiele bei uns mit dem Bruch-Stück „Antigone“ zu Gast waren, haben, zurückgekehrt nach Hamburg, in einem Artikel in der „Zeit“ ihre Eindrücke beschrieben. Interessant ist schon der Anfang, hier heißt es: „Das Befremden begann schon auf der freitheatwestlichen Seite. Ein Zollbeamter schrieb hurtig die Daten aller Personalausweise in sein Buch und sagte, als ihm die Antwort auf seine Frage nach dem Zweck unserer Reise zunächst vorenthalten wurde: „Wenn Sie mir das nicht sagen, kommen Sie hier gar nicht erst raus, das wissen Sie doch ganz genau! Bürokratische Quälereien dieser Art, die uns in der Bundesrepublik als unangenehme Überraschungen auffallen, erwartet man in der DDR wie eine Selbstverständlichkeit. Aber wir hatten Glück: Achtung! Das ist 'ne Delegation!' hörten wir als Anweisung für unsere Kontrollleute, und innerhalb weniger Augenblicke waren für uns die leidigen Formalitäten erledigt.“

Mit „Überraschungen“ und „Selbstverständlichkeiten“ ist es eben so ein Ding. Aber unsere westdeutschen Kommilitonen hätten doch wissen müssen, wer das offene deutsche Gespräch unterbinden will, welcher Seite nicht an Entspannung gelegen ist. Denn eigentlich kommt der Verfasser des Artikels, nachdem er den freundlichen Empfang in Leipzig, den Erfolg der Antigone-Aufführung und Eindrücke von Gesprächen mit Studenten und jungen DDR-Lyrikern wiedergegeben hatte, von selber drauf. Er berührt nämlich das leidige Problem der studentischen Hallstein-Doktrin und legt den Finger auf die wunde Stelle, indem er recht deutlich sagt: „Solange Reisen von Deutschland nach Deutschland noch Expeditionen sind, die hinter vorgehaltener Hand vereinbart werden, solange es den Studentenvertretern der Bundesrepublik durch den VDS untersagt ist, offizielle Kontakte mit der FDJ zu pflegen – solange werden diese Begegnungen auch weiterhin den Charakter des Zufälligen und Improvisierten haben, denn Vereinbarungen über Kontakte sind eben nur im Gespräch mit der FDJ zu erreichen, die Taktik der ASIA-Vertreter mit den FDJlern nur privat, aber nicht offiziell zu sprechen, wirkt auf die Dauer komisch.“

Wir sind auch der Meinung, daß die Haltung zur FDJ tatsächlich der entscheidende Punkt ist, an dem letztlich die Ehrlichkeit der westdeutschen Studentenvertretungen im offenen deutschen Gespräch gemessen werden muß. Wir wissen, daß den westdeutschen Studenten eine solche Ehrlichkeit von den Bonner Ultras (siehe oben) nicht leicht gemacht wird. Aber selbst von einer Debatte im Hamburger Studentensparlament im vergangenen Jahr über die Aufnahme von Kontakten zum FDJ bis zum vollzogenen Besuchsaustausch der Studentebühnen mit Leipzig und den dabei geführten Gesprächen ist schon ein sehr weiter, zu begrüßender Schritt getan worden. Immerhin haben wir aber nicht vergessen, welche hahnbüchernen Kuriositäten das offizielle ASIA-Büro „auditorium“ anlässlich der erwähnten Debatte geschrieben hatte: „Über das Wesen der FDJ kann man sich keinem Zweifel hingeben: Sie ist eine SED-treue Partisanen des Klassenkampfes, ihre 'studentischen' Funktionäre nie gewählt.“ Die FDJ-Leitungen an unseren Universitäten seien „nur Unterabteilungen der allgemeinen kommunistischen Jugendorganisation. Ihre Funktionäre haben als zünftige Altkommunisten oft noch nie einen Hörsaal von innen gesehen.“ Es sei deshalb fraglich, ob man mit den „Unserpotenzen der FDJ“ verhandeln könne. – Ei, das waren Töne!

Die Reste dieser von Bonn rezipierten studentischen Hallstein-Doktrin, die niemandem nützt, am wenigsten dem studentischen Beitrag zum offenen deutschen Gespräch, war eben die von den Hamburger Studenten in der „Zeit“ verurteilte Ohne-FDJ-Ausproblematik des ASIA-Vertreter bei dem Besuchsaustausch der Leipziger und Hamburger Studentebühnen.

Das wirkte auf die Dauer komisch, hieß es im Artikel. Das ist überhaupt unnütz und unfruchtbar, möchten wir hinzufügen.

K.-H. R.

